

seinen künftigen Schriften an grammatischer Taktfestigkeit gleich tun und damit den letzten, dringendsten Wunsch erfüllen wollte, würde man sich freuen, ihm auf dem Feld der Namenkunde wieder zu begegnen.

Giessen.

Alfred Götze.

**Elof Hellquist, Det svenska ordförrådets ålder och ursprung. En Översikt.** 1. Lund: Gleerup. 1929. XV, 475 S. 8°. Schwed. Kronen 7,50.

Der Verfasser des von der Schwedischen Akademie gekrönten Svensk etymologisk Ordbok hat sich vorgesetzt, den lebenden Wortschatz des Schwedischen nach Alter und Ursprung darzustellen. Der zunächst allein vorgelegte erste Band seines Werkes umfasst die schwedischen Erbwörter, ein kürzerer zweiter Band soll dem durch Entlehnung ins Schwedische gelangten Wortschatz gewidmet sein. In vier grosse Gruppen gliedert der erste Band die schwedischen Erbwörter. Hellquists erstes Kapitel umfasst die schwedischen Wörter indoeuropäischen oder doch vorgermanischen Ursprungs, das zweite die von urgermanischem oder vornordischem Alter, im dritten sind die schwedischen Wörter dargestellt, die allen nordischen Sprachen oder doch einer westdeutschen Sprache mit dem Ostnordischen gemeinsam sind; endlich das vierte Kapitel ist der kleineren Schicht gewidmet, die im ostnordischen Umkreis oder nur im Schwedischen gilt. Ein tiefdringendes Vorwort schildert die Schwierigkeiten der Aufgabe, die dann doch so umfassend und glücklich gelöst wird, dass man um die Vollendung des vom König von Schweden und der Schwedischen Akademie unterstützten Werks mit Band II, in dem die Aufgaben begrenzter und übersichtlicher liegen, nicht zu sorgen braucht. Dem gelehrten Verfasser aber ist ebenbürtige Nachfolge im Bereich des Wortschatzes anderer germanischer Sprachen, vorab des Deutschen, dringend zu wünschen.

Giessen.

Alfred Götze.

**Eberhard Kranzmayer, Die Namen der Wochentage in den Mundarten von Bayern und Oesterreich.** (Arbeiten zur Bayerisch-Oesterreichischen Dialektgeographie, H. 1.) Wien und München 1929. Wien und München, Hölder-Pichler-Tempsky, Oldenburg. 100 S. 8.

In musterhafter Weise untersucht und erklärt Kranzmayer die Gestalt der bayr.-österreichischen Wochentagsnamen in Vergangenheit und Gegenwart bis ins kleine und kleinste hinein und steigt dann auf zu allgemeinen Fragen der Sprachverschiebung sowie zur Geschichte der Wochentage, zur Frage, ob schon vorchristliche darunter sind — eine Frage, die mit nein beantwortet wird —, zu Erwägungen über ihre Herkunft, inwieweit Rom oder Griechenland die Ausgangspunkte bilden, über den Weg der Zuwanderung, ob etwa in einem einzelnen Falle Nordgallien das Durchgangsgebiet gewesen ist, wobei zu bemerken wäre, dass Jud diesem Gebiet bei der Einwanderung der Fremdwörter überhaupt eine bedeutsame Rolle zugewiesen hat. Besonders wichtig sind die Untersuchungen über das Nebeneinander von *Mantag* und *Maentag*, sowie über die Benennungen des dritten Wochentags: *Aftermontag*, *Dienstag*, *Ergetag*, *Ziestag*. Das Verhältnis von *Mantag* zu *Maentag* gibt Kranzmayer Veranlassung zur Feststellung, dass es Grenzlinien von Wortgebieten gibt, die keiner andern Grenze von irgendwelcher Art entsprechen. Für das Aufkommen von *Aftermontag* führt er den Begriff der Umgehungsform ein: man habe in den

Grenzgebieten Anstoss genommen an den komischen, den Spott herausfordernden Wörtern der Nachbarn und daher ein neues Wort eingeführt. Ich möchte glauben, dass die Sache etwas anders liegt: die fremdartigen Wörter der Nachbargebiete waren einfach unverständlich im Verkehr, man hat daher den dritten Tag etymologisch deutlicher als den bezeichnet, der nach dem Montag kommt, als *Aftermontag*.

Zwei lautliche Bedenken kann ich nicht unterdrücken. S. 30 leitet Kr. *Eritag* über *erijtag* aus *erjtag* her und bemerkt dabei, dass ein *-j-* niemals lange Silbenträger bleiben könne und die Silbe *-rj-* als dauernder Zustand nicht denkbar sei. Ich verstehe das nicht recht. Wenn *-rj-* überhaupt als Silbe bestehen kann — wenn auch nach Kranzmayers Meinung nur kurz —, so ist nicht einzusehen, weshalb es nicht von längerer Dauer sein kann, und umgekehrt: wenn es nicht von längerer Dauer sein kann, warum soll eine kürzere Dauer möglich sein? Mein zweites Bedenken bezieht sich auf den Dienstag, der durch Diphthongierung aus *Dingstag* entstanden sein soll; Kr. beruft sich auf mhd. Reime wie *dinch: emphiensch* und meint, dass Weigl und Haasbauer urkundliches *ie* für *i* vor *m*, *n* und *h* nachgewiesen hätten. Dieser Nachweis gilt aber nicht für *m* und *n* überhaupt, sondern nur für die Wörtchen *im* und *in*. Wo sollen mhd. *\*dienc*, *\*rienc*, *\*siengen* denn hingekommen sein? Soviel ich sehe, sind sie in heutigen Mundarten nirgends bezeugt. Auch gegen ein lautlich entwickeltes mhd. *suontag* muss ich mich zweifelhaft verhalten, ebenso wie gegen mhd. *kuont*, *beguonden*.

Eine hübsche Verdeutschung: für „conservativ“ schreibt Kr. „beharrsam“.

Giessen.

O. Behaghel.

**Deutsche Texte des Mittelalters. Bd. XXXII: Das Märterbuch.** Die Klosterneuburger Hs 713, hsg. von E. Gierach, Berlin. Weidmann. XLI u. 566 S. 8.

Endlich liegt der umfangreiche Text des Märterbuchs — 28450 Verse — in sauberer Gestaltung uns vor, auf Grund der recht guten Klosterneuburger Hs., der einzigen vollständigen. Gierach beschreibt sie und ihre Sprache ausführlich, die echtes Bayrisch-Oesterreichisch darstellt, u. a. auch den Dual *ez* (ihr beide) einige Male aufweist. Ueber den Dichter und sein Werk gibt Gierach nur knappe Andeutungen, indem er sich ausführlichere Darlegungen vorbehält; „der Ansatz von I. Haupt, daß das Mb. um 1310 verfaßt wurde, dürfte das Richtige treffen“. Weshalb Gierach aus dem Wortschatz u. a. *anderweide* besonders hervorhebt, ist mir nicht klar geworden. Die Begabung des Dichters schätzt G. gering ein. Ich kann dem nicht ganz beistimmen: die Dichtung bietet manche eigenartige kräftige Wendung, die man nicht ohne Vergnügen liest: z. B. 2314 *das mit leichtern arbeitten eysen wurde gar zu pley* denn *dise magt ze verchern sey*, 2347 *wann si gie so froleich dar, als sy zu einer wirtschafft wer gepeten*, 2375 *du hast mir gesniten ab daz dir dein muter gab zesawgen und dir war endankch; doch han ich des chain hel: ich han in meiner sel ganz prüst, da mit starkch ich mein sin*; die Lava des Aetna fließt heraus „als ein wolkenbrust“. Im Glossar fällt mir auf, dass *selebar*, *sundenbar*, *wandelsvri* als Zusammensetzungen gefasst werden; im Text sind die Glieder getrennt nebeneinander gestellt. Dann nehme ich auch hier, wie bei Sehrt's Heliandglossar, daran Anstoss, dass für eine einzelne Stelle mehrere Bedeu-

tungen gegeben werden, z. B. *galle* Geschwulst, Verdickung, Beule, *Kapitel* Abschnitt der Ordensregel, Versammlung der Kleriker, *sehen* Gesicht, Sehkraft, *vrum sin* nützlich sein, helfen, *verriht* verständig, gerecht. Im letzteren Fall sind aber beide Bedeutungen falsch (4833): mit einem Adjektiv *slit* kann nicht *nach got* verbunden werden, sondern *slit* ist Substantiv und der ganze Vers Ergänzung zu *verrichtet*. Mit *spildenn augen* 13883 kann jedenfalls nicht „mit verlangenden Blicken“ bedeuten. Erfreulich ist das reine Deutsch, das Gierach schreibt.

Giessen.

O. Behaghel.

**Von unsers herren liden.** A middle high german poem, edited from the british museum manuscript, additional 24, 946 by C. T. Carr (= Publications of the University of Manchester, Germanic Series Nr. III), Manchester 1929.

Die Ueberschrift, die der mittelalterliche Schreiber dem Gedicht gegeben hat, entspricht, wie in vielen Fällen, nicht den Tatsachen: unsers herren liden nimmt den kleinsten Teil des Werkchens ein. Das Gedicht beginnt nach einer kurzen Einleitung über die Bedeutung des Erlösungstods Jesu die eigentliche Darstellung mit dem Rat der Juden gegen Jesus; Gefangennahme, Verhör vor Pilatus, Kreuzigung werden kurz erzählt (vs. 81–169). Ausführlicher folgen die Wunder beim Tod und dann als erster Hauptteil der descensus (vs. 200–481), als zweiter die Auferstehung und die damit zusammenhängenden Wunder, besonders die Geschichte der Jünger von Emaus (vs. 482–927); vierzehn weitere Verse geben einen kurzen Schluss. So stellt sich das Gedicht zu der Gruppe, zu der Urstende, Erlösung, Passional und Heslers Evangelium Nicodemi gehören, Verserzählungen, die später durch die prosaischen Historienbibeln ersetzt werden<sup>1</sup>. Der Inhalt dieser Geschichten, letzten Endes auf den Evangelien und auf apokryphen Schriften beruhend, ist auch das Thema der zahlreichen geistlichen Spiele und jedem mittelalterlichen Christen, vor allem jedem Geistlichen, gut vertraut. Diese Tatsache darf nicht ausser Acht gelassen werden bei der Quellenfrage. Sicher hat der Verfasser die geistliche Dichtung, die seinen Gegenstand schon behandelt hatte, gekannt; vor allem waren ihm die Inhalte der Spiele gegenwärtig. Aber es ist wohl vergebliche Mühe, „die Vorlage“ für das Gedicht zu suchen; der Dichter hat nicht bloss quellenmässig gearbeitet, er hat auch aus eigener Kenntnis der darzustellenden Tatsachen geschöpft. Der Herausgeber urteilt in diesem Punkt im allgemeinen durchaus zurückhaltend; aber sogar die Beziehungen zum Augsburger Passionsspiel scheinen mir keineswegs gesichert; es bleiben noch eine ganze Reihe abweichender Züge. Die Veröffentlichung bereichert in erwünschter Weise unsere Kenntnis von einer der wichtigsten Gattungen mittelalterlicher Literatur.

Die Ausgabe selbst ist weniger günstig zu beurteilen. Carr erlaubt sich häufig Eingriffe in die Ueberlieferung, die nicht gerechtfertigt sind. So setzt er vs. 73 ein *der* ein, weil er offenbar die *hie*-Konstruktion nicht versteht, und das, obwohl er obendrein durch seine Aenderung einen ganz unmöglichen Rhythmus erzielt. Vs. 99 wird das starke Adjektiv *mit seiner valscher zauberler* beseitigt; 120 scheint Carr die doppelte Negation anstössig gewesen zu sein.

<sup>1</sup> Vgl. H. Vollmer, Materialien zur Bibelgeschichte und religiösen Volkskunde des Mittelalters IV (1929).

*gram* in 28 ist wohl nicht „the past pl. of the strong verb grimmen with the ending syncopated“, sondern ist eher als unpersönlich konstruierte 3. sing. zu fassen. Noch andere Einzelheiten sind in Carrs Text nicht klar, doch muss gerechterweise festgestellt werden, dass eine ganze Reihe von Stellen sehr verdorben ist (z. B. 182f.). Die Verse 158/59 scheinen an falscher Stelle zu stehen; ob vs. 769ff. nachträglich interpoliert ist, halte ich für fraglich; vs. 812 z. B. fällt der Erzähler ebenso aus dem Bericht. Ausführlich bemüht sich der Herausgeber in der Einleitung um eine grammatische Darstellung sowohl der Sprache der Reime, wie auch der Orthographie. Es ist ein Trugschluss, wenn er aus der Tatsache, dass die neuen Diphthonge nicht mit den alten reimen, folgert, dass die Diphthongierung in der Sprache des Dichters noch nicht durchgeführt gewesen sei. Alte und neue Diphthonge brauchen ja gar nicht qualitativ übereinzustimmen, und sie tun es meistens nicht. Da das Gedicht wohl ziemlich spät anzusetzen ist, ist es sogar wahrscheinlich, dass die neuen Diphthonge schon da waren. Im ganzen glaubt Carr Ostschwaben als Heimat des Dichters erschliessen zu können, doch sind die Unterlagen nicht sehr zahlreich. Der Schreiber war ein Bayer des späten 15. Jahrhunderts. Für genaue Beschreibung der Handschrift kann Carr auf Bächtold, Deutsche Hss. aus dem Britischen Museum (1873) und auf R. Priebisch, Deutsche Hss. in England, Bd. 2 (1901) verweisen, die ausführliche Mitteilungen gegeben haben.

Giessen.

Friedrich Maurer.

**Heinz Dehmer, Primitives Erzählungsgut in den Íslendinga-Sögur.** (= Von Deutscher Poeterey Bd. 2. J. J. Weber, Leipzig 1927. 150 S. 8°.)

Man hat schon immer dem Folklore einen gewissen Einfluss auf die Entstehung der Saga zugeschrieben, ob man es nun „Frasagnir“, „Tradition“ oder „Familienchronik“ nannte. Heimischen Erzählbetrieb, der den Namen Saga noch nicht verdiente, hat besonders K. Liestöl in Betracht gezogen. Auch Dehmers Buch will solche Wurzeln aufdecken. Man darf da interessante Zusammenstellungen erwarten.

Wichtig ist es allerdings, ob sich der Volkskundler oder der Literaturhistoriker hier ans Werk macht. D. will aus den höheren Stilformen (also hier aus der Saga) die Märchen- und Sagenmotive ablösen, um so ein Bild zu geben von jenem „Erzählgut“, das seiner materiellen wie formalen Seite nach nicht der wirklichen Geschichte oder der dichterischen Phantasie einer Einzelpersonlichkeit, sondern der Gemeinschaft angehört.“ (S. 1 u. 2).

Auf die Schwierigkeiten, die in dem Begriff „Gemeinschaftsgut“ liegen, kann hier nicht eingegangen werden. D. hat sie alle mit dem Wort auch übernommen. Und doch werden sie für die Isländersagas besonders bedeutungsvoll, die ja bis zum heutigen Tage „Gemeinschaftsgut“ sind — das zeigen die billigen Reykjaviker Ausgaben — aber freilich kein primitives.

Im Grunde kommt es D. auch gar nicht auf die Saga an, sondern er wertet sie nur als Zeugnis für jenes primitive Erzählungsgut trotz seinem letzten Kapitel, das der Stilkritik gewidmet ist. Man erwartet nach dem Vorwort, das versprach, die Märchen- und Sagenforschung vom stofflichen auf das stilistische Gebiet zu lenken, hier die Krönung des Ganzen. Aber die Ergebnisse sind nicht erheblich. Aus der Tatsache, dass in den „gegen 30 Isländer-